

# Wild und poetisch

**Klassik** Der ungarische Cellist László Fenyő und die russische Pianistin Julia Okruashvili gestalten ein spannendes Konzert in Fischen. Zum Auftakt der Saison bei den „Freunden der Musik“ decken sie zwei Seiten von Mensch und Natur auf

VON KLAUS SCHMIDT

**Fischen** Das Musenross sei nur sehr langsam getraht, meinte der Komponist selbstkritisch über sein Werk. Dennoch verdient die selten aufgeführte Cellosonate von Edvard Grieg mehr Beachtung im Konzertleben. Das verdeutlicht das jüngste Meisterkonzert bei den Sonthofer „Freunden der Musik“, das, wie so oft, im akustisch hervorragenden Saal des Fischinger Kurhauses Fiskina stattfindet. Cellist László Fenyő und Pianistin Julia Okruashvili gestalten die Sonate dort sogar als Höhepunkt ihres Programmes.

Zwar ist dieses Programm abgespeckt, aufgrund der staatlichen Sicherheitsmaßnahmen in der Corona-Pandemie, die insbesondere bei Kulturveranstaltungen allerhöchste Vorsicht walten lässt, aber dennoch baut dieses Programm selbst in verkürzter Form einen bemerkenswerten Spannungsbogen auf.

Den Auftakt setzt dabei gleich ein außergewöhnliches Meisterwerk. Ludwig van Beethovens späte Cellosonate in C-Dur, Opus 102/1, stieß die Zeitgenossen vor den Kopf. Denn in ihr öffnet der Wiener Klassiker mit einem krassen Bruch der Tradition weit das Tor zur Romantik.

Dabei wirkt das Werk in der Interpretation des ungarischen Cellisten und der russischen Pianistin gar nicht so spröde, wie der Sonate immer attestiert wird. Sehr bald schält sich aus den suchenden Anfangstak-



**Spannend: Der ungarische Cellist László Fenyő und die russische Pianistin Julia Okruashvili interpretieren romantische Werke von Ludwig van Beethoven, Robert Schumann und Edvard Grieg im Fischinger Kurhaus Fiskina.** Foto: Günter Jansen

ten der langsamen Einleitung eine schön ausgesungene Melodie, die von beiden Instrumentalisten wie in freier Improvisation lustvoll auskostet wird, bevor dann ungestüm und leidenschaftlich das schnelle Hauptthema des Satzes die Regie übernimmt.

Der ähnlich gebaute zweite und letzte Satz der Sonate führt in der Einleitung in ernstere, grüblerische Gefühle, die allerdings mit der Reminiszenz an den Beginn des Werkes wieder hoffnungsvollen Charakter annehmen. Der nun folgende schnelle Teil des Satzes offenbart zwar in der Schilderung wilder Erregung mitunter schroffe und bizar-

re Züge, bietet aber auch Raum für sangliche Weisen.

Die Kühnheit und Unkonventionalität des Werkes scheint dabei den Interpreten zugute zu kommen, denn beide musizieren so scheinbar frei und dabei doch so fein aufeinander abgestimmt, als würde die Musik im Augenblick der Interpretation neu geboren. Spannungsgeladener und zugleich noch mehr dem Schöngesang verpflichtet lässt sich solches Stück kaum musizieren, das revolutionäre Sprengkraft und gedankliche Tiefe vereint.

Einem poetischen Intermezzo gleichen danach die drei Fantasiestücke Opus 73 von Robert Schu-

mann, ursprünglich für Klavier und Klarinette geschrieben, die hier in einer Fassung erklingen, in der das Cello das Blasinstrument ersetzt. Die Stücke erinnern an ein Liebesduett, in dem sich zwei Singstimmen umschmeicheln und schließlich vereinen. So innig beginnt zumindest dieser kleine Dreiakter, in dem sich die Leidenschaft dann von Akt zu Akt steigert.

Doch das ist nichts gegen die Eröffnung der Cellosonate von Edvard Grieg: Dort entfesseln László Fenyő und Julia Okruashvili Urgewalten – seien es jene der Natur, seien es jene, die im Menschen schlummern. Hier tobt vielleicht der Sturm über

aufgewühlter See oder hier explodiert vielleicht die Erregung in einer unter seelischem Druck stehenden Psyche oder beides – wie wenige Jahre später in der Eröffnungsszene von Giuseppe Verdis Oper „Otello“. Eines ist klar: Dieser Satz des norwegischen Komponisten beschwört nicht nur nordische Landschafts- und Stimmungsbilder, er führt in menschliche Abgründe, in Tiefen, die erschrecken, und klammert sich doch immer wieder auch an poetische Gedanken. Am Ende des düsteren Tunnels leuchtet sogar ein Licht der Hoffnung, das mit aller Kraft beschworen wird, aber doch unreal erscheint.

Der langsame Mittelsatz bringt Momente der Beruhigung, bevor das umfangreiche Finale einen folkloristischen Springtanz anstimmt, der offenbar den Geist der norwegischen Heimat des Komponisten atmet. Doch die Idylle trägt. Hier tanzen eher Trolle. Und plötzlich auch Wesen von ungebändigter Kraft. Der Bogen zum Beginn schließt sich. So unbezähmbar wie die Natur scheint auch das Wesen des Menschen – und so doppelgesichtig: schön und wild.

Doch es gibt zwei Mittel, ihn zu besänftigen, wie die Zugaben zeigen: der Glaube und die Liebe. Daran erinnern das ernst und tief musizierte „Vater unser im Himmelreich“ von Johann Sebastian Bach in einer Fassung des Ungarn Zoltán Kodály und der „Liebestraum“ eines weiteren Ungarn: Franz Liszt.